

IV. Hannelore Faulstich-Wieland/Marianne Horstkemper/ Klaus-Jürgen Tillmann/Barbara Weißbach: Erfolgreich in der Schule, diskriminiert im Beruf: Geschlechtsspezifische Ungleichheiten bei der Berufseinmündung

Mit diesem Beitrag wird die Bilanz einer mehr als zwanzigjährigen Entwicklung gezogen: Wie hat sich die geschlechtsspezifische Bildungsbeteiligung in der Bundesrepublik entwickelt, in welchem Maße wurde dabei die Benachteiligung der Mädchen aufgehoben? Wir richten unseren Blick dabei ganz bewußt auf eine Nahtstelle des Bildungssystems, auf den Übergang von der Sekundarstufe I in die berufliche Ausbildung. Denn Analysen, die sich allein mit dem allgemeinbildenden Schulsystem beschäftigen und glauben, dort inzwischen ein Bildungsprivileg der Mädchen ausmachen zu können, übersehen nur zu leicht: Ob sich aus guten Schulabschlüssen auch tatsächlich bessere Lebenschancen ergeben, entscheidet sich vor allem bei der Einmündung in berufliche Ausbildung und berufliche Tätigkeit.

Daß eine solche Bilanz gerade jetzt gezogen wird, hat einen aktuellen Grund. Es mehren sich die Anzeichen, daß unter den Bedingungen von ökonomischer Krise und politischer Wende neue Bildungsbarrieren aufgebaut oder alte restauriert werden. Damit droht für Frauen und Mädchen die Gefahr, daß inzwischen erreichte Positionen persönlicher und beruflicher Selbständigkeit wieder geräumt werden sollen.

Um einen solchen Verdacht zu begründen, müssen wir uns kurz in Erinnerung rufen, unter welchen spezifischen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Bildungsexpansion der 60er und 70er Jahre stattfand: In einer Phase fortdauernder ökonomischer Prosperität, bei großem Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften und bei gut gefüllten öffentlichen Kassen verfolgten vor allem sozial-liberale Regierungen eine Öffnung des Bildungssystems. Die damit verbundene Bildungswerbung richtete sich gezielt auch an das „unausgeschöpfte“ Begabungspotential der Mädchen. Diese Politik des Abbaus ideologischer und institutioneller Barrieren gegen eine gleichberechtigte Mädchenbildung stand im Einklang mit den vordringlichen ökonomischen Interessen jener Zeit, der Ausbildung von mehr qualifizierten Arbeitskräften. Vor diesem Hintergrund fiel es auch den Mädchen (bzw. ihren Eltern) nicht schwer, eine Entscheidung für längere Bildungs- und Ausbildungswege zu treffen, denn die anschließende Einmündung in angestrebte Berufspositionen schien nicht infrage gestellt. Daß schulische und berufliche Qualifikationen auch für Mädchen erstrebenswert sind, wurde in der Öffentlichkeit zunehmend betont. Es entstand das Bild der „modernen“ Frau, die im Gegensatz zur „altmodischen“ Nur-Hausfrau nun Beruf und Familienleben zu vereinbaren weiß. Zumindest proklamatorisch unterstützt wurde ein solches geändertes Rollenbild durch die sozialliberalen Absichtser-

klärungen auf Ausbau von vorschulischen Einrichtungen und Ganztagschulen. Auf diese Weise sollte es den Frauen eher möglich werden, Berufsarbeit und Familienaufgaben miteinander zu verbinden.

Etwa seit 1975 haben sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen jedoch völlig verändert, die Bundesrepublik befindet sich seit dieser Zeit in einer tiefgreifenden ökonomischen Krise, deren Ende nicht abzusehen ist. Sie läßt sich kennzeichnen durch das genaue Gegenteil der zuvor beschriebenen Bedingungen: Massenarbeitslosigkeit bei Jugendlichen und Erwachsenen, fehlende Ausbildungsplätze in Betrieben und Hochschulen, unsichere Berufsperspektive auf allen Ebenen. Aufgrund leerer öffentlichen Kassen werden immer mehr Ausbildungskosten auf die Familien abgewälzt, vom Ausbau ganztägiger Erziehungseinrichtungen spricht längst niemand mehr. Kurz: Die Rahmenbedingungen, die sowohl eine höhere Bildungsbeteiligung wie einen Zuwachs an qualifizierter Berufstätigkeit bei Frauen möglich gemacht haben, haben sich inzwischen in ihr Gegenteil verkehrt.

Es kommt hinzu, daß die ökonomische Krise der siebziger Jahre schließlich in eine „politische Wende“ zu Beginn der achtziger Jahre mündete. In der Mehrzahl der Bundesländer und schließlich auch im Bund befinden sich inzwischen CDU-Politiker in der Regierungsverantwortung. Ihre Familienpolitik zielt offensichtlich nicht darauf ab, die Vereinbarkeit von familiären Aufgaben und weiblicher Berufstätigkeit zu unterstützen. Im Gegenteil – diese Politik setzt auf den Rückzug der Frauen vom überfüllten Arbeitsmarkt und dient ihnen wieder die Familienarbeit als Lebenserfüllung an. Ihren ideologisch verbrämten, aber dennoch eindeutigen Ausdruck findet diese politische Position in den Leitthesen der „Christlich-demokratischen Arbeitnehmerschaft“ aus dem Jahre 1981. Dort heißt es u.a.:

„Zu einer menschlichen Gesellschaft gehört ein Tugendkatalog, der dem Wertkatalog der Familienkultur entspringt: Hüten, Verzicht, Vorsorge für kommende Generationen. Die neue Zeit kommt im Gewand der Mütterlichkeit.“ (zitiert nach: Frankfurter Rundschau vom 4.8.1981).

Einige Zeilen weiter werden dann die Konsequenzen für die individuelle Berufsentcheidungen der Frauen – und damit für den Arbeitsmarkt – unüberhörbar angesprochen:

„Mutterarbeit ist mehr als Erwerbsarbeit. Keine andere Arbeit ist so unmittelbar dem Leben verbunden. Die Arbeit der Mutter enthält mehr von dem ursprünglichen Schöpfungscharakter der Arbeit als alle Humanisierungsbemühungen der Erwerbsarbeit zurückgeben können. Daß viele Frauen mit der Ehe oder mit dem ersten Kind die Erwerbsarbeit aufgeben, ist kein Erkennungszeichen von Unterdrückung. Für viele ist es Befreiung.“ (ebenda).

Ökonomische Krise und „politische Wende“ haben damit die Situation von Mädchen deutlich verändert. Wurden Frauen noch vor zehn Jahren ermutigt, ihre „weibliche Normalbiografie“ als Ehefrau und Mutter um den Aspekt der Berufstätigkeit zu erweitern und zu bereichern, wurden öffentliche Einrichtungen für Vorschulkinder geschaffen und auch pädagogisch legitimiert, so mehren sich inzwischen die Anzeichen dafür, daß eine solche Entwicklung wieder zurückgedreht wird.

Es liegt nahe, daß unter solchen Bedingungen Eltern sich wieder häufiger fragen, ob sie bei den Töchtern in lange Bildungs- und Ausbildungsgänge investieren sollen, wenn doch die künftige Einlösung in Berufsarbeit so unsicher geworden ist. Bei knapper werdenden Familien-Budgets (z.B. durch Arbeitslosigkeit) drängt sich vermutlich auch wieder die alte Entscheidungsfrage auf, ob nicht auf jeden Fall die Ausbildung des Sohnes Vorrang haben sollte. Für die direkt betroffenen Mädchen und Frauen stellt sich das gleiche Problem etwas anders: Lohnt es sich, möglichst gute schulische Voraussetzungen für den zunehmend schärfer werdenden Kampf um die Arbeitsplätze zu erwerben, wenn doch andererseits die mütterlichen Aufgaben in der Familie in so schönen Farben ausgemalt werden?

Uns interessiert nun: Werden diese Fragen so beantwortet, daß auch bei der Bildungsbeteiligung der Mädchen eine „Tendenzwende“ zu erkennen ist? Mit besonderer Aufmerksamkeit werden wir deshalb die jüngeren Daten daraufhin befragen, ob die Tendenz zum Abbau der Ungleichheit mit Beginn der achtziger Jahre gebrochen wird. Dies werden wir in Abschnitt 1 für die schulischen Ausbildungsgänge und in Abschnitt 2 für die berufliche Ausbildung im „dualen System“ beleuchten. Im Abschnitt 3 werden wir dann die Frage behandeln, ob die gegenwärtig heranwachsenden Mädchen ihren Anspruch an Ausbildung und selbständige Lebensplanung wieder reduzieren.

1. Bildungswege von Jungen und Mädchen am Ende der Sekundarstufe I

Analysiert man die geschlechtsspezifische Bildungsbeteiligung innerhalb der Sekundarstufe I, so erweist sich dies als nicht sonderlich kompliziert. Da aufgrund der Schulpflicht alle Schüler eine Sekundarschule besuchen, lassen sich Bildungsbeteiligungsquoten leicht in Schulform-Anteilen z.B. von Hauptschülern, Realschülern und Gymnasiasten mitteilen. Eine solche Analyse wurde im Jahrbuch 1 vorgelegt, sie kam dort bereits für das Jahr 1977 zu dem Ergebnis „Mädchen haben gleichgezogen“ (vgl. dort S. 53). Nun haben wir bereits angesprochen, daß sich die Frage geschlechtsspezifischer Benachteiligung nur dann sinnvoll beantworten läßt, wenn die allgemeinbildenden Schulen und das berufsbildende System gemeinsam betrachtet werden. Eine solche Analyse ist allein schon deshalb erheblich komplizierter, weil es im beruflichen System weit mehr Bildungsgänge als in der S I gibt. Da diese Bildungsgänge zudem nicht in eindeutiger Weise hierarchisch einander zugeordnet sind, ist eine Bewertung von „höherer“ oder „niedriger“ Bildungsbeteiligung gelegentlich recht schwierig. Wir versuchen dennoch, dieses komplizierte Datengefüge durchsichtig zu machen, indem wir zwei verschiedene Altersjahrgänge analysieren: Wir betrachten zunächst die 16jährigen. Die Jugendlichen in diesem Alter sind (berufs)schulpflichtig, sie müssen daher einen Zweig des Schulsystems – sei er allgemeinbildend oder berufsbildend – besuchen. Anschließend wenden wir uns den Jugendlichen zu, die zwei Jahre älter sind – den 18jährigen. Sie sind nicht

mehr in jedem Fall schulpflichtig, sondern ihr Schulbesuch ist stets Ergebnis einer individuellen Bildungsentscheidung. Bei diesem Altersjahrgang läßt sich somit ermitteln, welche Jugendlichen freiwillig an längerdauernden Ausbildungsgängen teilnehmen.

Für beide Altersgruppen betrachten wir die Daten in den Zehnjahresabständen 1960, 1970 und 1980 und legen dabei das besondere Augenmerk auf die geschlechtsspezifischen Differenzen. Wir beziehen uns dabei vorrangig auf Daten aus amtlichen Statistiken, nur in Einzelfällen greifen wir auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen zurück.

1.1 Bildungsbeteiligung der 16jährigen

Abb. IV/1 zeigt den Übergang von den Abschlußklassen der SI in die weiteren Bildungsgänge. Genauer: Es wird dargestellt, an welchen Stellen des Bildungssystems sich diese Schüler befinden. Dabei beziehen sich die Prozentangaben immer auf den ganzen Altersjahrgang. 100 % sind also alle 16–17jährigen Jugendlichen, die zu dem jeweiligen Zeitpunkt in der Bundesrepublik gelebt haben.

Als erstes fallen die massiven Veränderungen im allgemeinbildenden Schulsystem auf. Die Beteiligungsquoten in Realschule und Gymnasium haben sich seit 1960 verdoppelt, auch der Hauptschulanteil ist (aufgrund der Einführung des 9. und 10. Schuljahrs) deutlich gestiegen. Während 1960 noch eine klare weibliche Benachteiligung im Gymnasium festgestellt werden konnte, gilt dies 1980 längst nicht mehr; in Realschulen und Gymnasien haben Mädchen sogar einen leichten Vorsprung erreicht. Sie haben also ihren Startnachteil mehr als wettgemacht.

Spiegelbildlich zu dieser Entwicklung sinkt der Anteil der Schüler im berufsbildenden Schulsystem, allerdings geht dieses Absinken ausschließlich zu Lasten der (Teilzeit)Berufsschule. Verglichen mit 1960 besuchen 1980 nur noch halb soviel 16jährige eine Berufsschule, der Mädchenanteil nimmt dabei genauso stark ab wie der Jungenanteil. Allerdings, auch auf gesunkenem Niveau besuchen deutlich mehr Jungen (37,3 %) als Mädchen (29,0 %) die Berufsschule; verglichen mit 1960 ist der Abstand sogar eher noch größer geworden.

Der starke Rückgang des Berufsschüler-Anteils in diesem Altersjahrgang erklärt sich zu allererst aus der verlängerten Aufenthaltszeit im allgemeinbildenden Schulwesen. Jugendliche treten heute im Durchschnitt ein oder zwei Jahre später in die berufliche Lehre (und damit auch in die Berufsschule) ein. Dementsprechend zeigt Tab. IV/2, daß bei älteren Jugendlichen der Berufsschüler-Anteil kräftig gestiegen ist. Wir haben es an dieser Stelle somit vor allem mit einer altersmäßigen Verschiebung zu tun. Darüber hinaus gibt es noch eine zweite Ursache für das Absinken des Berufsschüler-Anteils, der auch geschlechtsspezifisch höchst bedeutsam ist:

Es gibt immer weniger Jungarbeiter/innen.

Der Anteil der Schüler, der ohne Ausbildungsvertrag (als Jungarbeiter, Jungangestellte, mithelfende Familienangehörige o.ä.) die Berufsschule besucht, ist seit 1960 drastisch zurückgegangen. Damals besuchten 14,4 % der Jugendlichen zwischen 16 und 19 Jahren die Berufsschule, ohne daß sie zugleich eine betriebliche Lehre durchliefen. Dieser Anteil war 1970 auf 10 % gesunken, er betrug 1980 noch 4,6 % (vgl. BMBW 1982/83, S. 51). Immer weniger Jugendliche verzichteten somit nach Abschluß der Schulpflicht auf eine weitere Ausbildung, immer weniger gehen direkt nach der Hauptschule als Jungarbeiter/in in einen Betrieb.

Traditionsgemäß waren (und sind) in dieser Gruppe die Mädchen weit überrepräsentiert. Um den überproportionalen Rückgang deutlich zu machen, beziehen wir uns im folgenden nicht auf den Altersjahrgang, sondern jeweils auf den Anteil an allen Berufsschülern: Während 1960 noch 30,5 % der weiblichen Berufsschüler ohne Ausbildungsvertrag waren (Nolte u.a. 1973, S. 200), ist ihr Anteil 1981 auf 10,4 % gesunken (vgl. Statistisches Bundesamt 1981, S. 72). Bei den Jungen sank im gleichen Zeitraum der Anteil von 10,5 % auf 6,0 % (ebenda). Die Unterschiede sind damit also nicht aufgehoben, aber doch wesentlich geringer geworden.

Bei der Feststellung, daß insgesamt ein geringerer Anteil der 16jährigen das berufsbildende Schulsystem besucht, darf jedoch die genau gegenläufige Tendenz bei den beruflichen Vollzeitschulen nicht übersehen werden: 1960 besuchten 6,4 % der 16jährigen Mädchen eine solche Schule, 1980 war es 19,4 %. Bei den Jungen stieg der entsprechende Anteil von 2,8 % auf 13,2 %. Die „Bildungsexpansion“ hat somit nicht nur das allgemeinbildende Schulwesen, sondern in gleicher Weise die beruflichen Vollzeitschulen erfaßt, und auch hier ist der Mädchenanteil – schon von einem höheren Niveau ausgehend – noch stärker als der Jungenanteil gestiegen.

All diese Entwicklungen zusammengenommen bedeuten, daß sich die weibliche „Normalbiografie“ innerhalb von 20 Jahren ganz erheblich geändert hat. Während 1960 nur 25,1 % der 16jährigen Mädchen eine Vollzeitschule besuchten, sind es 1980 67,1 %. Die Änderungen bei den Jungen gehen in die gleiche Richtung, sind aber nicht ganz so drastisch.

Im berufsbildenden Schulsystem stellen wir damit zwei zentrale Unterschiede bei den 16jährigen Jungen und Mädchen fest. Mädchen sind seltener in der Berufsschule (und damit im dualen System), dafür umso häufiger in den Berufsfachschulen zu finden. Obwohl die Anteilswerte sich seit 1960 deutlich geändert haben, sind in beiden Bereichen die geschlechtsspezifischen Unterschiede nicht geringer geworden.

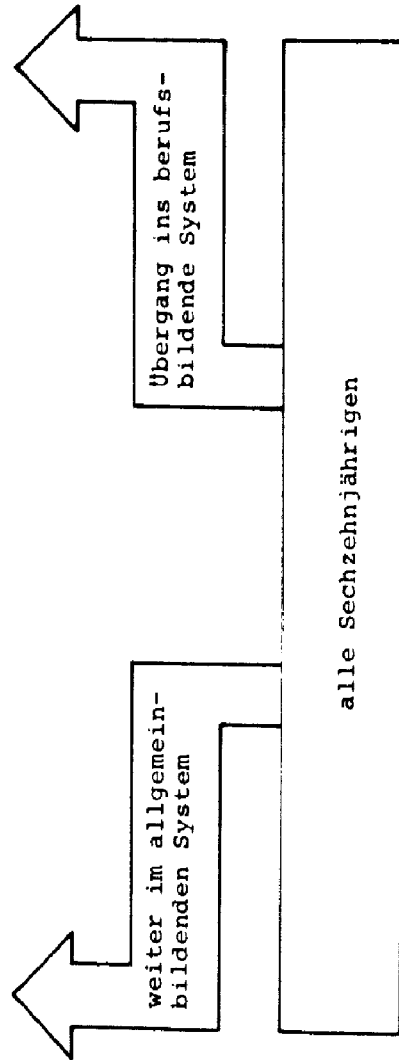
Ob sich hinter dem höheren Anteil von Mädchen in der Berufsfachschule ein weibliches Bildungsprivileg oder – eher im Gegenteil – eine verdeckte weibliche Benachteiligung versteckt, läßt sich nicht in einem Satz sagen. Da dieser Punkt jedoch auch quantitativ recht bedeutsam geworden ist, wollen wir hierauf näher eingehen:

Es gibt immer mehr Berufsfachschüler/innen.

„Die Berufsfachschulen, in der Regel zweijährige Vollzeitschulen im Anschluß an den Hauptschulabschluß, vermitteln neben einer erweiterten Allgemeinbildung eine berufliche Grundbildung in einer bestimmten Fachrichtung (Wirtschaft, Technik, Textil und Bekleidung ...). Für Berufsfachschüler kann die spätere Lehre verkürzt werden“ (ALBRECHT-HEIDE/BRÜGGEMANN 1980, S. 21). Die allermeisten Berufsfachschulen sind so etwas wie Auf-

Tabelle IV/1: Der Übergang von der Sekundarstufe I in allgemeine und berufliche Bildungswege der Sekundarstufe II
 – Anteile an den 16jährigen

Jahr	Gymnasium		Real- schule		Haupt- schule		GESAMT ¹⁾		Berufs- schule (Teilzeit)		Berufs- fach- schule		BAS FOS		BGJ	
	m	w	m	w	m	w	m	w	m	w	m	w	m	w	m	w
1960	15,1	10,9	7,0	7,2	0,6	0,5	22,8	18,7	70,5	64,9	2,8	6,4	-	-	-	-
1970	18,0	14,7	8,4	6,8	1,8	1,2	28,7	23,0	61,6	57,9	5,4	8,9	2,7	0,9	-	-
1980	21,0	22,8	13,2	14,4	8,3	7,0	46,7	47,7	37,3	29,0	6,6	14,6	1,3	1,4	5,3	3,4



¹⁾ einsch. Sonderschüler und Gesamtschüler (1980)

Quelle: BMBW, Grund- und Strukturdaten 1982/83, S. 36 ff.

stiags-Schulen für Hauptschüler, der bekannteste Typ ist die „Handelsschule“. Wer sie durchlaufen hat, verfügt nach zwei Jahren über Qualifikationen, die in einer kaufmännischen Lehre gut verwendet werden können. Einer solchen Schule kommt eine „qualifizierende Moratoriumsfunktion“ (ebenda) zu. Ihre Absolventen treten mit beruflichen Vorkenntnissen und verbesserter Allgemeinbildung in die Konkurrenz im Ausbildungsplätze ein. Dabei unterscheiden sich die erworbenen Vorkenntnisse zwischen Jungen und Mädchen aber ganz erheblich: denn Mädchen besuchen vorwiegend die „typisch weiblichen“ Zweige Ernährung/Hauswirtschaft und Sozialpflege, Jungen sind dort praktisch nicht vertreten (ebenda, S. 22).

Ob sich der Besuch einer Berufsfachschule „gelohnt“ hat, entscheidet sich schließlich, wenn die etwa 17jährigen Absolventen einen Ausbildungsplatz nachfragen. Damit müssen wir die Frage nach „Vorteilen“ oder „Nachteilen“ der höheren Mädchenanteile in den nächsten Abschnitt verweisen; denn eventuelle Vorteile müßten sich in entsprechenden Quoten bei den 18jährigen mit Ausbildungsvertrag niederschlagen. (Die wenigen Berufsfachschulen, die in dreijähriger Vollzeitausbildung zu einem Berufsabschluß führen, konnten hier vernachlässigt werden.)

Insgesamt zeigt der Zeitreihenvergleich in dieser Altersgruppe massive Veränderungen in der Bildungsbeteiligung. Ob diese langjährigen Trends durch jüngere Entwicklungen verändert oder gar gebrochen wurden, haben wir durch eine zusätzliche „Feinanalyse“ der Daten von 1978–1981 untersucht. Für das allgemeinbildende Schulsystem zeigt sich für diese Zeit eine kontinuierliche Zunahme der weiblichen Bildungsbeteiligung in Realschule und Gymnasium, die stets um einige Prozentpunkte über der männlichen liegt. Im berufsbildenden Bereich finden sich recht konstante Werte: Die Anteile des Jahres 1980 gelten mit leichten Abweichungen in gleicher Weise für das Jahr 1978 wie für das 1981 (eigene Berechnungen nach: BMBW 1980/81; 1983/84). Die Befürchtung, aus der ökonomischen Krise würde sich wieder eine Reduzierung weiblicher Bildungsbeteiligung ergeben, kann somit nicht bestätigt werden. Im Gegenteil: Insbesondere der Zustrom von Mädchen zu Realschulen und Gymnasien hält offensichtlich auch weiterhin an. Endgültig läßt sich dieser gesamte Komplex jedoch erst überschauen, wenn auch die Bildungsbeteiligung der zwei Jahre älteren Jugendlichen analysiert wurde.

1.2 Bildungsbeteiligung der 18jährigen

Bei 18jährigen stellt sich nicht nur die Frage, welchen Bildungsgang sie besuchen; vielmehr ist vorab zu fragen, ob sie sich überhaupt noch in irgendeiner (beruflichen oder allgemeinen) Ausbildung befinden. Beide Aspekte lassen sich statistisch in der gleichen Weise wie zuvor untersuchen. Wir stellen auch in Tab. IV/2 wieder Prozentanteile des gesamten Altersjahrgangs dar und beschreiben, in welchen Schulen diese Jugendlichen anzutreffen sind. Im Unterschied zu den 16jährigen addieren sich diese schulischen Anteile diesmal nicht auf annähernd 100 %, sondern liegen weit darunter; denn ein großer Teil der Jugendlichen hat in diesem Alter eine (relativ kurze) Ausbildung bereits beendet oder ist ausbildungslos ins Berufsleben (oder in die Arbeitslosigkeit) eingetreten.

Ein erster Blick auf die Anteile im allgemeinbildenden Schulwesen zeigt, daß auch in diesem Alter die Bildungsbeteiligung ganz erheblich gestiegen ist. Bei den Jungen hat sich der Anteil zwischen 1960 und 1980 von 11,0 % auf 18,9 % erhöht, bei den Mädchen hat er sich im gleichen Zeitraum sogar verdreifacht (von 6,5 % auf 19,2 %). Damit haben die Mädchen auch in der gymnasialen Oberstufe einen leichten Vorsprung erlangt. Insgesamt zeigt sich hier die gleiche Entwicklung wie bei den 16jährigen: eine immense Steigerung im allgemeinbildenden System, bei dem die Mädchen ihren Startnachteil des Jahres 1960 mehr als wettmachen konnten.

Ebenfalls relativ eindeutig ist die Datenlage im berufsbildenden Schulwesen. Hier sind zunächst die Anteilswerte der Berufsschüler besonders aussagekräftig; denn bei den 18jährigen Besuchern der Berufsschule handelt es sich ausschließlich um Auszubildende mit Ausbildungsvertrag (andere sind in diesem Alter nicht mehr berufsschulpflichtig). Überwiegend kann man zudem davon ausgehen, daß sich Auszubildende in diesem Alter besonders häufig in längerdauernden und gut qualifizierten Berufslehren (z.B. Bankkaufmann, technischer Zeichner) befinden. Besonders aufgrund der bereits angesprochenen Altersverschiebung hat sich der Anteil der 18jährigen Berufsschüler seit 1960 mehr als verdoppelt: Er stieg bei den Jungen von 23,9 % auf 48,2 %, bei den Mädchen von 14,3 % auf 33,5 %. In der zeitlichen Linie läßt sich somit sagen: Es befinden sich heute wesentlich mehr Jugendliche – und zwar Mädchen wie Jungen – in höherem Alter im dualen Ausbildungssystem. Vergleicht man jedoch die geschlechtsspezifischen Anteile, so zeigt sich, daß diese Steigerungsraten die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen nicht eingeebnet haben; vielmehr haben sich hier die Abstände in den letzten 20 Jahren sogar noch vergrößert. Diese geringeren Mädchenanteile im dualen Ausbildungssystem sind vor dem Hintergrund der bereits angesprochenen Daten über geschlechtsspezifische Schulerfolge besonders erstaunlich; denn seit Jahren finden wir unter den weiblichen Schulabsolventen am Ende der Sekundarstufe I weniger Sonderschüler, weniger Hauptschüler ohne Abschluß, mehr Realschulabsolventen und mehr Absolventen von Berufsfachschulen. Kurz: Die Mädchen treten mit besseren formalen Schulqualifikationen auf den Ausbildungsmarkt, dies scheint ihnen jedoch wenig zu nützen.

Damit läßt sich auch eine Einordnung des weiter vorn beschriebenen höheren Anteils von Mädchen in Berufsfachschulen vornehmen: Generell verbesserte Chancen für den Eintritt in eine qualifizierte Berufsausbildung des dualen Systems ergeben sich daraus offensichtlich nicht. Dagegen läßt sich nachweisen, daß Jungen solche schulischen Ausbildungsgänge besser als Start für eine anschließende betriebliche Ausbildung nutzen können: 80 % aller männlichen Hauptschulabsolventen, die anschließend eine berufliche Vollzeitschule abgeschlossen haben, gehen danach in das duale System über. Bei den Mädchen gelingt dies nur 66 % (ENGELBRECH/KRAFT 1983, S. 51). Mit anderen Worten: Jungen nutzen die Möglichkeiten des „qualifizierenden Moratoriums“ zwar quantitativ weitaus weniger als Mädchen, wenn sie es aber tun, sind ihre Verwertungschancen deutlich besser. Dies ist von den Mädchen auch nicht durch große Ausdauer und Flexibilität bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz zu kompensieren (vgl. WESTHOFF 1982).

Tabelle IV/2: Der Verbleib der 18jährigen in den Bildungsgängen der Sekundarstufe II

Jahr	im allgemeinbildenden Schulsystem				im berufsbildenden Schulsystem				im Bildungssystem			
	gymnas. 1) Oberstufe		Real- schule		GESAMT		Berufs- schule duales System		BFS, BAS, FOS, BGJ		Fach- 2) schulen	
	m	w	m	w	m	w	m	w	m	w	m	w
1960	10,4	6,3	0,6	0,2	11,0	6,5	23,9	14,3	0,9	2,1	1,8	3,1
1970	12,7	8,9	0,6	0,2	13,3	9,1	37,9	18,2	5,1	2,5	1,3	5,7
1980	18,3	18,8	0,6	0,4	18,9	19,2	48,2	33,5	7,0	8,3	0,6	4,4
	GESAMT				GESAMT				GESAMT			
	m		w		m		w		m		w	
	10,4		6,3		11,0		6,5		23,9		14,3	
	12,7		8,9		13,3		9,1		37,9		18,2	
	18,3		18,8		18,9		19,2		48,2		33,5	
	0,6		0,2		0,6		0,2		0,9		2,1	
	0,6		0,2		0,6		0,2		5,1		2,5	
	0,6		0,4		0,6		0,4		7,0		8,3	
	1,8		3,1		1,8		3,1		1,3		5,7	
	1,3		5,7		1,3		5,7		0,6		4,4	
	0,6		4,4		0,6		4,4		0,6		4,4	

1) einschließlich Oberstufen von Gesamtschulen

2) einschließlich Schulen des Gesundheitswesens

Quelle: BMBW, Grund- und Strukturdaten 1982/83, S. 36 ff.

Nun ist zu fragen, ob dieser Nachteil der Mädchen nicht ausgeglichen wird durch bessere Ausbildungsmöglichkeiten in beruflichen Vollzeitschulen. Bei einer solchen Frage können alle Schulen, die auf eine Berufsausbildung nur vorbereiten (BGJ, BFS etc.) außer Betracht bleiben. Damit wird unser Blick auf die Fachschulen gelenkt, die 1980 von 4,4 % aller 18jährigen Mädchen, aber nur von 0,6 % der entsprechenden Jungen besucht wurde. Hier handelt es sich offenbar um eine weibliche Domäne, dabei verbergen sich hinter dem Sammelbegriff „Fachschule“ vor allem die „Schulen des Gesundheitswesens“:

Schulen des Gesundheitswesens als weibliche Domäne

„Schulen des Gesundheitswesens“ sind ein besonderer Zweig des berufsbildenden Schulwesens, die eine berufliche Erstausbildung in Berufen wie Krankenpflegerin, Hebamme, Masseuse, medizinisch-technische Assistentin, Logopädin etc. vermitteln. Dabei handelt es sich durchweg um qualifizierte Ausbildungen mit nach wie vor recht guten Berufschancen. Die Schulen „sind bis auf wenige Ausnahmen durchweg ‚typisch weibliche‘ Ausbildungsstätten. Berufe, die ein Hege- und Pflegeverhalten fordern, sprechen immer noch überwiegend Frauen und Mädchen an“ (ALBRECHT-HEIDE/BRÜGGEMANN 1980, S. 25). 1977 waren in Nordrhein-Westfalen 81 % der Krankenpflege-Schüler, 98 % der angehenden Diätassistenten und 96 % der angehenden medizinisch-technischen Assistenten weiblichen Geschlechts. Lediglich bei den Masseuren ist der Geschlechteranteil in etwa ausgeglichen (vgl. ebenda). Um die quantitative Bedeutung dieses Ausbildungsbereichs einzuschätzen, beziehen wir uns wieder auf Nordrhein-Westfalen. Dort gab es 1979 insgesamt 440.000 Auszubildende im dualen System, in den Schulen des Gesundheitswesens gabe es insgesamt ca. 30.000 Plätze. Diese Schulen sind damit für die Mädchen zwar ein auch quantitativ bedeutsamer Ausbildungsweg, dieser ist aber nicht so umfanglich, daß er die Mädchenbenachteiligung im dualen System auch nur annähernd wettmachen kann: Etwa 4 % aller weiblichen 18jährigen besuchen eine Schule des Gesundheitswesens, zugleich liegt ihre Beteiligung im dualen System um 15 Prozentpunkte hinter den Jungen zurück. (Fachschulen, die nach abgeschlossener Berufsausbildung eine Weiterbildung vermitteln, können hier ausgeklammert werden.)

Um in dieser Vielfalt der verschiedenen Ausbildungsgänge und -wege trotzdem eine Gesamtübersicht zu erhalten, haben wir in einem weiteren Analyseschritt alle einzelnen Anteilswerte addiert und zu einem Gesamtwert der Bildungsbeteiligung zusammengefaßt: Wieviele 18jährige befinden sich überhaupt noch (an welcher Stelle auch immer) innerhalb des Bildungs- und Ausbildungssystems? Die Betrachtung dieser Gesamtwerte zeigt in aller Klarheit zwei Sachverhalte: Einerseits wird noch einmal die generelle Steigerung der Bildungsbeteiligung deutlich, andererseits fällt ins Auge, daß die geschlechtsspezifischen Unterschiede beibehalten werden. Seit 1960 hat sich der Anteil der 18jährigen Männer, die sich noch in Ausbildung befinden, von 37,6 % auf 74,7 % verdoppelt. Bei den Mädchen findet sich zwar eine noch höhere Steigerungsrate (von 26,0 % auf 65,4 %), allerdings bleibt nach wie vor ein Abstand von fast 10 Prozentpunkten zu den Jungen bestehen.

Auch bei den 18jährigen Jugendlichen haben wir wieder eine „Feinanalyse“ der Jahre 1978 bis 1981 vorgenommen, um einer eventuellen Trendwende angesichts der ökonomischen Krise auf die Spur zu kommen. Wie bei den 16jährigen führt eine solche Analyse zu einer „Fehlannonce“: In dieser Altersgruppe steigt ebenfalls in Realschulen und Gymnasien die Bildungsbeteiligung weiter kontinuierlich, im

berufsbildenden System bleiben die Daten – und damit auch die vorhandenen Ungleichheiten – relativ konstant (eigene Berechnungen nach: BMBW 1980/81; 1983/84).

Damit zeigt sich insgesamt, daß der „Vorsprung“ der Mädchen im allgemeinbildenden System trügerisch ist; bezieht man das berufsbildende Schulsystem mit ein, so wird klar, daß trotz aller Steigerungsraten der letzten beiden Jahrzehnte nach wie vor eine Bildungsbenachteiligung der Mädchen besteht. Produziert wird die Benachteiligung jedoch nicht in den Vollzeitschulen (weder in den allgemeinen noch den beruflichen), sondern vor allem im dualen Ausbildungssystem. Hier sind die Abstände am deutlichsten, von einer Einebnung von Unterschieden in den letzten 20 Jahren kann keine Rede sein. Deshalb werden wir im folgenden dieses System unter geschlechtsspezifischem Aspekt eingehend analysieren.

2. Jungen und Mädchen im System der dualen Berufsausbildung

Berufsausbildung findet in der Bundesrepublik vor allem im dualen System statt, also in einer Kombination von betrieblicher Ausbildung mit begleitendem Unterricht in der Berufsschule. Dieses Ausbildungssystem steht seit etwa zehn Jahren unter starkem quantitativem Druck, denn seit dieser Zeit verlassen jährlich zunehmend mehr Jugendliche die Sekundarstufe I und fragen betriebliche Ausbildungsplätze nach. Wurde für 1974 die Gesamtnachfrage nach Ausbildungsstellen noch mit 470.700 beziffert, erreichte sie im Jahr 1980 ihren Gipfel mit 667.300 (BMBW 1983/84, S. 88). Zwar weist die Berufsbildungsbilanz der Bundesregierung für diesen Zeitraum eine erhebliche quantitative Ausweitung des Ausbildungsplatzangebots aus (vgl. GEW 1983, S. V/11), trotzdem spitzt sich die Ausbildungskrise in den achtziger Jahren weiter zu: Jugendliche beiderlei Geschlechts müssen häufig monatelang suchen, bevor sie irgendeine Lehrstelle gefunden haben. In offiziellen Statistiken wird angegeben, daß bei jährlich etwa 20.000 Jugendlichen diese Suche erfolglos bleibt, sie erhalten keinen Ausbildungsvertrag.*) Einen ersten Hinweis auf die besondere Benachteiligung von Mädchen finden wir bei diesem amtlich zugegebenen „unvermittelten Bewerbern“: 1980 waren 61,5 % von ihnen Mädchen, aber nur 38,5 % Jungen (vgl. BMBW 1982/83, S. 97). Betrachtet man hingegen die etwa 600.000 Jugendlichen, die jährlich eine betriebliche Ausbildung beginnen, so sind die Anteile hier genau umgekehrt. 1980 waren 62 % aller Auszubildenden Jungen, dagegen nur 38 % Mädchen. Diese Mädchenanteile haben sich in dem von uns betrachteten Zeitraum kaum verschoben: 1960 waren es 36 %, 1970 35 % (ebenda, S. 84 f). Im dualen Ausbildungssystem finden wir somit relativ konstant etwa ein Drittel Mädchen und etwa zwei Drittel Jungen.

Dieser konstant geringere Mädchenanteil (vgl. dazu auch Beitrag III, insbesondere die Tab. III/4 und III/5) erklärt sich vor allem daraus, daß der (privatwirtschaftliche)

* Daß die tatsächliche Zahl der „unversorgten“ Bewerber weit höher liegt, wird in Beitrag II aufgezeigt.

Tabelle IV/4: Geschlechtsspezifische Aufteilung des Ausbildungsmarktes im dualen System

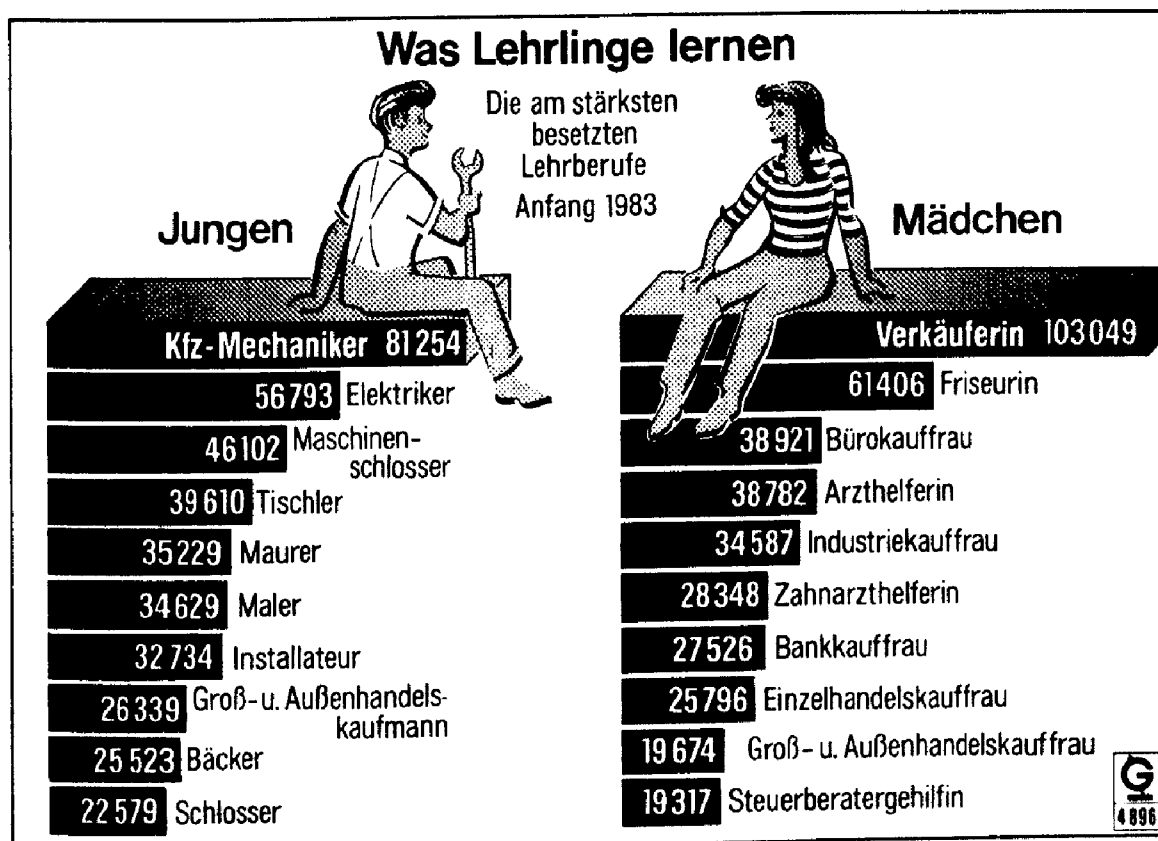
Bereich		Jungen	Mädchen	
Jungen- berufe	Berufsbereich II:	9.428	–	861.623
	Berufsbereich III: Mädchenanteil an diesen Jungenberufen: 7,2 %	789.993	62.202	
Mädchen- berufe	Berufsbereich Vd:	48.737	167.256	392.596
	Berufsbereich Vg: Berufsbereich V: Jungenanteil an diesen Mädchenberufen: 16,1 %	60 14.307	65.902 96.334	
Berufe für Jungen und Mädchen	Berufsbereich I:	33.255	15.024	422.658
	Berufsbereich IV: Berufsbereich Va: Berufsbereich Vb: Berufsbereich Vc: Anteil an den Berufen für beide Geschlechter	23.573 65.334 35.606 8.820	23.627 173.679 39.894 3.846	
Gesamtzahl der Auszubildenden:		1.676.877		100 %

Quelle: eigene Zusammenstellung nach: BMBW, Bildung im Zahlenspiegel 1983, S. 74–76

Ausbildungsmarkt genauso geschlechtsspezifisch strukturiert ist wie der Arbeitsmarkt selbst.

2.1 Die geschlechtsspezifische Aufteilung des Ausbildungsmarktes

Für das duale Ausbildungssystem gilt als grundlegender Sachverhalt: Bestimmte Berufe stehen in der Realität entweder nur den Mädchen oder nur den Jungen offen, dadurch werden vor allem Mädchen von einer großen Zahl von Ausbildungsplätzen von vornherein ausgeschlossen. Die nachstehende Graphik vermag diesen Sachverhalt schlaglichtartig zu erläutern. Von den 1,7 Millionen Jugendlichen, die Anfang 1983 in einer Ausbildung waren, befand sich fast die Hälfte (ca. 800.000) in einem der dort aufgeführten Berufe. Die Liste der männlichen Ausbildungsberufe ist eine völlig andere als die der weiblichen. Nur ein einziger Ausbildungsberuf (kaufmännische Lehre im Groß- und Außenhandel) taucht am unteren Ende in beiden Listen auf, hier sind offensichtlich Jungen und Mädchen in etwa gleich stark vertreten. Ein qualitativer Aspekt weiblicher Benachteiligung ergibt sich allein schon aus der Tatsache, daß eine solche Berufsstruktur die traditionellen Geschlechterrollen stabilisiert. Jungen gehen vor allem in die technischen Bereiche (besser: Sie werden dort hineingelassen), Mädchen konzentrieren sich auf nichttechnische, vorwiegend



Quelle: Westdeutsche Allgemeine Zeitung v. 15.11.1983

Abbildung IV/3: Verteilung der Auszubildenden auf die 20 am meisten besetzten Ausbildungsberufe (1983)

assistierende Tätigkeiten. Darüber hinaus deutet die Graphik bereits an, daß viele Mädchen lediglich wenig qualifizierende Kurzausbildungsgänge (z.B. Verkäuferin) durchlaufen. Von zentraler Bedeutung ist es an dieser Stelle jedoch, auch die quantitativen Aspekte der weiblichen Benachteiligung herauszuarbeiten. Es wird zu zeigen sein, daß den Mädchen weit weniger Ausbildungsberufe, damit weit weniger Ausbildungsplätze offenstehen. Dies wird deutlich, wenn man sich die verschiedenen Berufsfelder unter geschlechtsspezifischem Aspekt betrachtet. Es zeigt sich dann, daß das duale Ausbildungssystem dreigeteilt ist: Es gibt Berufe, die nur Jungen offenstehen; es gibt Berufe, die nur Mädchen zugänglich sind und es gibt Berufe, in die Jugendliche beiderlei Geschlechts einmünden. Tab. IV/4 bestimmt die quantitativen Relationen zwischen diesen drei Bereichen. Etwa die Hälfte aller Ausbildungsplätze im dualen System ist von vornherein für die Jungen reserviert, ein Viertel gilt als weiblicher Berufsbereich, im letzten Viertel schließlich konkurrieren Jungen und Mädchen um die Plätze. Allein diese Aufteilung zeigt schon, daß den Mädchen weit weniger Einmündungschancen geboten werden. Damit ist auch eine erste Erklärung dafür gegeben, daß die Mädchen trotz besserer Schulabschlüsse seltener in beruflichen Ausbildungsgängen vertreten sind. Im folgenden sollen die genannten drei Bereiche im einzelnen betrachtet werden.

„Mädchenberufe“

Bei Mädchen ist die Konzentration auf wenige (frauenspezifische) Ausbildungsberufe besonders stark. 1981 befanden sich 70,5 % aller weiblichen Auszubildenden in nur 15 Berufen (Jungen: 50,4 %). Das Berufsspektrum, in das Mädchen einmünden, ist damit erheblich eingeschränkter. Weit an der Spitze steht der Beruf der Verkäuferin. Dabei handelt es sich lediglich um einen zweijährigen Kurzausbildungsgang, dies gilt auch für den nahezu ausschließlich von Mädchen erlernten Beruf der Bürogehilfin. Weitere quantitativ bedeutsame Berufsbereiche sind Arzt- und Zahnarthelferin sowie Friseurin, schließlich auch anspruchsvollere Büroberufe wie Bürokauffrau und Fachgehilfin bei Steuer- und Wirtschaftsberatern. Der Anteil der Mädchen in diesen Ausbildungsberufen schwankt zwischen 80 % und 99 % (alle Angaben nach BMBW 1982/83, S. 91–93). Sowohl die stärkere Konzentration der Mädchen auf wenige Berufe als auch die inhaltliche Ausrichtung hat sich in der von uns betrachteten Zeitspanne kaum verändert. 1971 befanden sich 79,3 % aller weiblichen Auszubildenden in 15 Ausbildungsberufen, bei den Jungen waren es damals 54,6 % (eigene Berechnung nach: Statistisches Bundesamt 1974, S. 114). Die Rangreihe der am stärksten besetzten Berufe ist bei den Mädchen nahezu identisch mit der zehn Jahre später ermittelten. Selbst im Vergleich zu 1960 lassen sich keine gravierenden Unterschiede ausmachen (ebenda). Zwar gab es damals die Kurzausbildung zur Verkäuferin (erste Stufe) noch nicht, aber Spitzenreiter weiblicher Berufsausbildung war dieselbe Tätigkeit (Einzelhandelskaufmann).

„Jungenberufe“

Für die Jungen ist die Auswahlpalette erheblich größer als für Mädchen, sie umfaßt vor allem handwerkliche bzw. gewerblich-technische Ausbildungsgänge. Kfz-Mechaniker und Elektriker rangieren dabei heute wie schon vor zehn und selbst zwanzig Jahren unangefochten an der Spitze (vgl. Statistisches Bundesamt 1974, S. 114). Neben Berufen wie Bäcker, Fleischer oder Koch stellen im übrigen die traditionellen „Männerberufe“ (Schlosser, Werkzeugmacher, Maurer, Maler, Tischler) in dem gesamten Zeitraum das Gros der Ausbildungsplätze. Dabei zeigt sich, daß diese „Jungenberufe“ noch hermetischer gegenüber dem anderen Geschlecht abgeschlossen sind als – in umgekehrter Richtung – die „Mädchenberufe“ (vgl. Tab. IV/4). Das gilt insbesondere für alle Fertigungsberufe im Stahl- und Elektrobereich, in denen sich Mädchenanteile stets nur in Promille angeben lassen. Nun sind in den letzten Jahren eine Reihe von Modellversuchen durchgeführt worden, um Mädchen gerade in diesem gewerblich-technischen Berufe auszubilden. Insgesamt ist der Anteil der Mädchen in diesen „Männerdomänen“ jedoch verschwindend klein (vgl. dpa-Dokumentation HG 3032/1982), so daß keineswegs von einer Veränderung der Situation durch diese Modellversuche gesprochen werden kann.

Berufe für Mädchen und Jungen

Insbesondere kaufmännische Ausbildungsgänge gelten nach Tradition und Praxis als solche, die sowohl von Jungen als auch von Mädchen ausgefüllt werden können. Auch hier erweist sich der Ausbildungsmarkt über zwei Jahrzehnte hinweg als bemerkenswert stabil. Industrie- und Bankkaufmann sowie Kaufmann im Groß- und Außenhandel zählen zu allen drei Zeitpunkten sowohl bei Jungen wie bei Mädchen zu den häufigsten Ausbildungsberufen. Dabei gelang es den Mädchen in den letzten zehn Jahren, ihren Anteil erheblich zu steigern: bei den Industriekaufleuten um 15 Prozentpunkte (von 48 % im Jahre 1971 auf 63 % in 1981), im Bankgewerbe um 9 Prozentpunkte (von 46 auf 55 %). Bei der dreijährigen Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann bzw. -kauffrau waren sie auch vor zehn Jahren schon stärker vertreten als die Jungen. Daran hat sich nichts geändert, der Mädchenanteil liegt jeweils bei 60 % (alle Angaben für 1981: eigene Berechnungen nach Berufsbildungsbericht 1982, S. 121/122; für 1971: Statistisches Bundesamt 1974, S. 114).

Außerdem gehören zu diesem Bereich Ausbildungsberufe, die quantitativ weit weniger stark besetzt sind, so z.B. Augenoptiker, technischer Zeichner, Chemielaborant, Konditor. Insgesamt gibt es in diesem Bereich etwa 25 % aller Ausbildungsplätze, um die Mädchen und Jungen miteinander konkurrieren. Nun zeigt sich allerdings, daß auch diese Konkurrenz nicht immer chancengleich abläuft; vielmehr werden von den Mädchen häufig höhere schulische Qualifikationen verlangt, um einen Ausbildungsvertrag zu erhalten. So haben z.B. bei den technischen Zeichnern 83 % aller Mädchen mindestens den Realschulabschluß, bei den Jungen sind es nur 73 % (eigene Berechnungen nach: Berufsberatung 1980/81, Übersicht 11). Diese

Zahlen weisen erneut darauf hin, daß gute Schulabschlüsse für die Mädchen bei der beruflichen Einmündung nur einen begrenzten Wert haben.

Bei einem so restriktiven Ausbildungsmarkt werden vor allem Mädchen in Berufe hineingedrängt, die nicht ihren Ausbildungswünschen entsprechen.

Tabelle IV/5: Berufswünsche und Berufseinmündung bei Mädchen 1981

Beruf	Wunsch	Einmündung
Verkäuferin	6,5 %	18,9 %
Friseurin	3,3 %	7,9 %
Arzt- und Zahnarzthelferin	6,1 %	10,7 %

Quelle: eigene Berechnung nach Berufsberatung 1980/81, Übersicht 10

Tab. IV/5 zeigt sehr deutlich, daß insbesondere der Kurzausbildungsgang der Verkäuferin von sehr vielen Mädchen nur notgedrungen angetreten wird. Dieses Verhältnis zwischen Vermittlungswunsch und tatsächlicher Einmündung dreht sich bei den gewerblich-technischen Berufen dagegen um: 13 % der Mädchen äußern das Interesse nach einem Fertigungsberuf, aber nur 8 % können dies auch verwirklichen – obwohl ihre Schulzeugnisse wesentlich besser sind als die ihrer männlichen Mitbewerber:

„Überdurchschnittlich qualifizierte Frauen . . . können sich offenbar mit ihren Berufsvorstellungen, trotz der besseren schulischen Abschlüsse, nicht durchsetzen, sie sind gegenüber ihren männlichen Konkurrenten im Nachteil und wandern vermutlich wieder in die typischen Frauenberufe ab“ (ALTHOFF 1983, S. 59).

Insgesamt läßt sich nach diesem quantitativen Durchgang durch das duale System die nach wie vor bestehende Benachteiligung der Mädchen auf drei Punkte hin konkretisieren. Zum ersten sind ihnen weite Felder der beruflichen Ausbildung – vor allem im gewerblich-technischen Bereich – praktisch verschlossen. Zum zweiten ist das Feld traditionell-weiblicher Ausbildung quantitativ beschränkt und führt teilweise nur zu minderqualifizierenden Abschlüssen auf der Basis zweijähriger Kurzausbildungen. Zum dritten schließlich geraten die Mädchen in dem verhältnismäßig kleinen Bereich, der für beide Geschlechter zugänglich ist, in harte Konkurrenz zu den Jungen, die selbst bei schlechteren Schulnoten gelegentlich vorgezogen werden.

Weder die Beschränkung auf frauentypische Berufe noch die starke Besetzung der Kurzausbildungsgänge entspricht den subjektiven Wünschen der Mädchen. Vielmehr stoßen sie auf erhebliche Schwierigkeiten und Widerstände, wenn sie diese Grenzen zu überwinden versuchen. An dieser Stelle hat nun der geschlechtsspezifisch strukturierte Ausbildungsmarkt eine subjektive Repräsentanz; denn es sind die Ausbildungs- und Personalleiter, die die Einstellungsentscheidungen zu treffen haben. Welche Motive und Rollenbilder bei ihnen führen dazu, in solch hohem

Maße geschlechtsdiskriminierend vorzugehen? Diese subjektive Seite der objektiven Strukturen soll im folgenden betrachtet werden.

2.2 Geschlechtsspezifische Einstellungsmuster beim Ausbildungspersonal

Im folgenden stützen wir uns im wesentlichen auf zwei jüngere Untersuchungen von GRIEGER (1981) und HOHN/WINDOLF (1982) sowie auf Daten aus einer eigenen Erhebung im Jahre 1981. Dabei ging es jeweils um die Erkundung von Rekrutierungspraktiken und Einstellungskriterien von Personalleitern und Ausbildern.

Die „männliche“ Orientierung in den Einstellungsmustern wird zunächst besonders deutlich bei der Frage, welche Berufe als ‚ausschließlich für Jungen‘, ‚ausschließlich für Mädchen‘ oder aber ‚sowohl für Jungen als auch für Mädchen‘ geeignet betrachtet werden. Dabei zeigt sich, daß die Befragten die tatsächliche Ausbildungsstruktur in noch verschärfter Form reproduzieren. Ihrer Meinung nach gibt es zwar eindeutige Männerberufe, aber eigentlich keine eindeutigen Frauenberufe:

„Festzuhalten ist: Berufe, denen eine ausschließliche oder vorrangige weibliche Eignung zugesprochen wird, sind seltener als solche, für die eine ausschließliche männliche Eignung angenommen wird. Dafür, daß bestimmte Berufe nur für Männer geeignet sind, findet sich eine einhellige und hochbesetzte Ansicht. Auf Berufe, die als weibliche Berufe gelten, entfallen weniger hohe Nennungen. Die Vorstellungen von speziellen weiblichen Berufen sind weniger einhellig und weniger weit verbreitet. . . . Verallgemeinert ließe sich sagen, es gibt Berufe, die vor allem für Männer geeignet sind, und daneben Berufe, die für beide Geschlechter geeignet sind.

Wenn aus dem Feld der Berufe, die für beide Geschlechter geeignet sind, noch besondere Berufe als weibliche abgetrennt werden, dann nicht primär wegen einer speziellen weiblichen Eignung für diese Berufe, sondern weil sie im wesentlichen mit traditionell weiblichen Aufgabenstellungen des Helfens und Zuarbeitens verbunden sind.“ (GRIEGER 1981, S. 45 f.)

Die in diesen Vorstellungen zum Ausdruck kommende Widerspiegelung traditioneller Weiblichkeitsvorstellungen wird noch klarer in den Einstellungen zu der Frage, ob Mädchen sogenannte „Männerberufe“ ergreifen sollten. In der Untersuchung von GRIEGER (1981, S. 52) neigten 29,8 % der Befragten zu der Meinung, die Modellversuche zur Ausbildung von Mädchen in gewerblich-technischen Berufen widersprüchen der natürlichen Veranlagung der Frau. 63,4 % wären dagegen, solche Modellversuche in ihren Betrieben durchzuführen.

Aber selbst in den Betrieben, in denen Mädchen eine entsprechende Ausbildung erhalten, erfahren sie Benachteiligung:

„Bestimmendes Moment von Einsatzüberlegungen der Betriebe sind oftmals weniger die durch Arbeitsschutzbestimmungen und Kraftanforderungen der konkreten Arbeitsplätze gesetzten Bedingungen, sondern Überlegungen, die mit dem Rollenbild von Frauen zusammenhängen. Hierdurch entstehen Diskriminierungen, die in verschiedenen Formen auftreten können:

- Ausgrenzung von Mädchen von bestimmten Tätigkeiten, weil davon ausgegangen wird, daß Frauen sowieso nicht als Facharbeiterinnen arbeiten werden, eine allumfassende Ausbildung nicht notwendig ist;
- Ausgrenzung auf Grund von Fürsorglichkeit, da die Arbeiten als für Frauen nicht zumutbar, weil zu schmutzig und zu schwer erscheinen;
- intensivere Betreuung von Mädchen und besondere Höflichkeit gegenüber Mädchen, worin auch ein Mangel an Zutrauen in die Fähigkeiten der Mädchen steckt und schließlich
- witzelndes und oft auch anzügliches Anspielen auf die Situation der Mädchen.“ (OSTENDORF 1983, S. 92)

Die wesentliche Begründung für Diskriminierung und Abwertung weiblicher Berufstätigkeit liegt somit in festgefügten Einstellungen zur „Rolle der Frau“, dabei werden insbesondere Vorstellungen über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf angesprochen. Es ist auch keine Scheu zu beobachten, solche Diskriminierung offen zuzugeben. Bezogen auf den Arbeitseinsatz der Frauen rechtfertigen die Befragten sowohl Lohn- als auch Aufstiegsvorteile für Männer. Geringer Verdienst von Frauen wird von 33 % am häufigsten begründet mit „Männer müssen schließlich für die Familie aufkommen“ (GRIEGER 1981, S. 24). In Berufen der Führungsebene wird Frauen in der Regel die notwendige zusätzliche Ausbildung gar nicht angeboten.

„Aufgrund der erwarteten ‚familialen Pause‘ und der generell stärkeren Orientierung auf die Familie erhofft man sich keine Amortisation der Investitionen in das Humankapital.“ (HOHN/WINDOLF 1982, S. 136)

Diese Diskriminierung findet sich auch schon bei der Vergabe von Ausbildungsplätzen. Das gilt insbesondere für die Ausbildungsberufe, bei denen Konkurrenz zwischen Jungen und Mädchen besteht. In der von uns durchgeführten Betriebsbefragung wurden von einem Personalleiter einer Bank betriebswirtschaftliche Kalkulationen für die Abweisung weiblicher Bewerber angeführt. 28,9 % der Bewerber, jedoch 45,7 % der Eingestellten waren 1981 Männer. Dies geschah im Hinblick auf personalplanerische Überlegungen zu Aufstiegspositionen, da „das Verharrungsvermögen bei Frauen“ geringer sei (FAULSTICH-WIELAND u.a. 1982, S. 111).

Ein ähnliches Beispiel berichten HOHN/WINDOLF (1982, S. 117). Der Personalleiter einer Bank sagt:

„Bei den 200 Bewerbungen sind etwa drei Viertel weibliche. Am liebsten würde ich fünf männliche und drei weibliche Lehrlinge einstellen, weil Männer keinen Mutterschutz haben und auch nicht wegen Kindern ausscheiden. Da das wegen des Bewerberangebots nicht möglich ist, versuche ich wenigstens ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis zu haben. Daher sind die Buben in jedem Fall gegenüber den Mädchen bevorzugt.“

Durchgängig wird Mädchen und Frauen unterstellt, daß sie ohnehin keine ausgeprägte Berufsorientierung an den Tag legen, sondern dem Privat- und Familienbereich prinzipiell Vorrang einräumen werden. HOHN/WINDOLF (1982, S. 73) resümieren, daß in den Augen der von ihnen Befragten „eine randständige Berufsorientierung von Frauen als ‚normal‘ und die Verweigerung von Arbeitsmarktchancen daher auch als ‚zumutbar‘ gilt ...“

Aus den Strukturen des geschlechtsspezifischen Ausbildungsmarktes, nicht zuletzt aber auch aus den Einstellungs- und Vorurteilsstrukturen der Ausbilder im privatwirtschaftlichen Bereich ergibt sich somit für die Mädchen: Sie sind viel stärker als die Jungen in der Wahl eines Ausbildungsberufes eingeschränkt, sie bleiben viel häufiger als Jungen ohne Ausbildungsplatz, damit werden sie mehr oder weniger zwangsweise auf weitere schulische Bildungsgänge oder „Sondermaßnahmen“ des Arbeitsamtes verwiesen, sie werden auch häufiger als Jungen arbeitslos.

Für die Mädchen, die am Ende der Sekundarstufe I die allgemeinbildende Schule verlassen, stellt sich dieser Übergang als hartes „Wechselbad“ dar: „Im Bildungsbe- reich stehen den Mädchen die Türen offen, auf dem Beschäftigungs- und Arbeitsmarkt werden sie wieder zugeschlagen“ (SEIDENSPINNER/BURGER 1982, S. 11).

BECK-GERNSHEIM (1983, S. 324) bezeichnet diesen Sachverhalt als historisch neue Diskrepanz im Leben von jungen Frauen; denn die (fortbestehende) Diskrimi- nierung im beruflichen Bereich trifft heute auf eine Generation von jungen Frauen, die eben auch durch ihre bessere schulische Bildung ein weit höheres Anspruchsniveau ausgebildet haben als etwa ihre Elterngeneration. Welche Ansprüche an berufliche Bildung, Berufstätigkeit und Lebensperspektive formulieren diese Mäd- chen angesichts der fortdauernden ökonomischen Krise und angesichts der Neu- Propagierung von familiärer „Mütterlichkeit“? Oder anders gewendet: Gibt es Anzeichen dafür, daß unter dem massiven Druck der Verhältnisse gerade erst erworbene weibliche Ansprüche „freiwillig“ wieder aufgegeben werden?

3. Berufs- und Lebensperspektive von Mädchen

Im folgenden stellen wir dar, wie Mädchen zu Beginn der 80er Jahre ihre Berufs- und Lebensperspektiven sehen. Diese Ergebnisse vergleichen wir mit entsprechenden Studien aus den 60er und 70er Jahren, um auch hier eine Entwicklungslinie nachzeichnen zu können.

3.1. Der Anspruch auf den eigenen Beruf

Daß die Verwirklichung des Berufswunsches für Mädchen heute einen überaus wichtigen Stellenwert hat, ist das ganz zentrale Ergebnis der repräsentativen Untersuchung, die 1981 im Auftrage der Zeitschrift „Brigitte“ durchgeführt wurde:

„Bei 64 % aller Befragten ist dies ein Hauptanliegen für die Zukunft. Knapp die Hälfte setzt Heirat und Kinder auf die Liste der Zukunftswünsche, und damit rangiert in dieser Altersphase der Beruf deutlich vor Familie und Mutterschaft. Die Mädchen planen also den Beruf als festen Bestandteil in ihr Leben ein.“ (SEIDENSPINNER/BURGER 1982, S. 9)

51 % der Mädchen sehen den Beruf als Voraussetzung, „um auf eigenen Füßen zu stehen, 37 % als Selbstentfaltung und 27 % als Möglichkeit, erfolgreich zu sein“ (ebenda, S. 9). TROMMSDORF u.a. (1980, S. 374) finden sogar, daß den jungen Frauen der berufliche Erfolg bedeutsamer und erwünschter ist als den Männern.

In einer eigenen Untersuchung haben wir 1983 in einer hessischen Großstadt Hauptschulabgänger(innen) (84 Mädchen, 143 Jungen) nach ihren beruflichen Absichten gefragt: 92 % der Jungen und 95 % der Mädchen hatten feste Vorstellungen über ihre weitere berufliche Ausbildung. Somit zeigen alle Befragten übereinstimmend, daß zu Beginn der 80er Jahre von Mädchen und jungen Frauen der Nutzen einer beruflichen Ausbildung nicht infrage gestellt wird. Die angestrebte Berufstätigkeit hat für Mädchen einen zentralen Stellenwert in einer auf Selbständigkeit ausgerichteten Lebensplanung. Die Bedeutung dieser Ergebnisse läßt sich in ihrer vollen Tragweite erst ermessen, wenn man auf vergleichbare Studien aus den 60er Jahren zurückgreift: Von den 23jährigen des 1964 wurde die weibliche Berufsarbeit „ganz vorwiegend als ein vorübergehendes, notgedrungenes und von außen auferlegtes Miterwerben empfunden . . . das Bild der Hausmutter, die sich ganz den Kindern und dem Mann widmet, behauptet sich nach wie vor“ (PFEIL 1968, S. 99).

Berufstätigkeit von Frauen – und damit auch ihre berufliche Bildung – gewann zu Beginn der 60er Jahre ihre Funktion erst vor dem Hintergrund der „eigentlichen“ weiblichen Lebensbestimmung als Ehefrau und Mutter. Entweder wurde die Erwerbstätigkeit als „Übergangslösung“ bis zur Eheschließung betrachtet, um Geld für die Aussteuer zu verdienen (GÖBEL 1964, S. 91; vgl. auch KRECKER 1969), oder sie wurde als Versicherung für den „Notfall“ gedacht. Hierzu 1961 ein weiblicher Lehrling:

„Das Schicksal kann es wollen, daß es zu keiner Heirat kommt. Und wenn man dann einen schönen Beruf hat, ist das doch ein ganz kleiner Trost“ (FRIESE 1967, S. 70).

In den siebziger Jahren hingegen wird diese Notfallfunktion des Berufs schon vor einer deutlichen Mehrheit der Mädchen abgelehnt. Stattdessen rückt die Verwirklichung eigener Interessen und Bedürfnisse als Motiv für die geplante Berufsausbildung in den Mittelpunkt (vgl. REITZ 1973, S. 142). Allerdings waren sich auch 1970 die Mädchen noch nicht sicher, ob sie die gleichen Ansprüche wie ihre Brüder stellen dürfen. Die Aussage „Ein Mädchen kann eher als ein Junge auf eine lange Ausbildung verzichten“ findet bei 44 % der von REITZ (1973, S. 148) befragten Gymnasiastinnen Zustimmung, 49 % hingegen lehnen diese Aussage ab.

Welche sprunghafte Veränderung in den weiblichen Einstellungen sich auch von 1970 an vollzogen hat, kann an dieser Stelle mit den Ergebnissen der eigenen Untersuchung belegt werden. 1983 stimmten 93 % der befragten Hauptschülerinnen dem folgenden Satz zu: „Für Mädchen lohnt es sich ebenso wie für einen Jungen, die Anstrengungen einer langen und guten Ausbildung auf sich zu nehmen.“

Gegenüber dem vorherrschenden Meinungsbild der sechziger und auch der siebziger Jahre hat sich damit ein fast radikal zu nennender Wandel vollzogen:

Berufstätigkeit ist nicht mehr lediglich Übergangsphase bis zur Eheschließung, sondern wird als konstitutiver Teil des eigenen Lebens angesehen. Eine solche berufliche Orientierung gründet sich deutlich auch auf den Wunsch nach finanzieller Unabhängigkeit. Daß dieser Wunsch durch eine ausschließliche Tätigkeit in der Familie nicht zu realisieren ist, hat die heutige Mädchen-Generation nicht zuletzt am Beispiel ihrer Mütter erlebt. Insgesamt ergibt sich aus den neueren Untersuchungen übereinstimmend, daß auch vor dem Hintergrund der Arbeitsmarkt-Krise und der „Mütterlichkeits“-Propagierung bei den Mädchen ein Trend zum Rückzug in die Familie nicht auszumachen ist.

Die Situation der Mädchen zu Beginn der 80er Jahre läßt sich damit in zweifacher Weise kennzeichnen: Wir finden zum einen deutlich gestiegene Ansprüche an berufliche Bildung, die – historisch erstmalig – den männlichen Ansprüchen nicht nachstehen. Diese Ansprüche werden nun aber in einer Zeit ausgebildet, in der aufgrund der ökonomischen Krise berufliche Chancen insgesamt – und damit auch für Frauen – drastisch reduziert wurden. Die Chancen, daß die Mädchen ihre gestiegenen Ansprüche in eine berufliche Realität umsetzen können, werden zunehmend schlechter. Entsprechend skeptisch äußern sich die Mädchen auch. Sie sind „eher pessimistisch und unsicher, daß sich ihre Hoffnungen überhaupt und durch eigenes Zutun erfüllen können“ (TROMMSDORF u.a. 1980, S. 374)

Da die Mädchen aber dezidiert erklären, daß sie diese Diskrepanz nicht durch einen Rückzug in eine „Versorgungsehe“ lösen wollen, treten sie zwangsläufig in zunehmend unsichere Lebenssituationen ein. Solche Lebenslagen sind zunächst einmal unter dem Aspekt von Verhinderung, Belastung und Benachteiligung zu kritisieren: Die gesellschaftlichen Zustände erlauben es nicht, berechnete Ansprüche einzulösen. Zu fragen ist jedoch zugleich, ob in dieser Diskrepanz nicht auch Chancen für die Ausbildung von weiblichem Selbstbewußtsein und weiblicher Autonomie stecken. Denn wenn Mädchen keinen (angemessenen) Ausbildungsplatz finden, verbleiben sie häufig länger in Vollzeit-Schulen. Kann dies nicht auch bedeuten, daß sie durch eine längere Beschäftigung mit Bildungsinhalten bessere Voraussetzungen für eine kritische Reflexion ihrer Eigenansprüche und ihrer gesellschaftlichen Lage gewinnen (vgl. BECK-GERNSHEIM 1983, S. 313)? Bietet die längere Schulzeit nicht auch Chancen für Persönlichkeitsentwicklung und „Selbstsozialisation“ (FUCHS 1983, S. 344)? Ähnliche Fragen stellen sich für den Übergang von der (Aus-)Bildung in das Berufsleben; denn die Lage auf dem Arbeitsmarkt erfordert immer häufiger, ursprüngliche Lebensplanung aufzugeben, sich umzustellen und dabei auf Tätigkeiten auszuweichen, die den Charakter der Vorläufigkeit aufweisen. Wird damit nicht auch ein besonderes Maß an Flexibilität im Umgang mit der eigenen Lebensplanung erworben? Bedeutet das nicht auch, daß die eigene Identität viel weniger aus früh fixierten Berufsrollen und viel stärker aus eigener Handlungsfähigkeit gewonnen wird? Es sind dies Fragen, die in neueren jugendsoziologischen Überlegungen systematisch gestellt werden (vgl. FUCHS 1983), die hier aber nur kurz angesprochen werden konnten. Sie gehen weit über die bilanzierende Absicht unseres Beitrags hinaus, indem sie auf mögliche Dimensionen zukünftiger Entwicklungen verweisen. Wir kehren indes zu dieser Bilanz zurück, indem wir einen

weiteren Aspekt der weiblichen Lebensplanung betrachten: Wie werden berufliche und private Perspektiven miteinander verbunden?

3.2 Der Anspruch auf Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Die Mädchen zu Beginn der 80er Jahre wollen nicht nur eine Berufsperspektive realisieren, sie haben zugleich Eheschließung und eigene Kinder fest eingeplant:

„Nur 6 % der Befragten wollen ausdrücklich keine Kinder und 10 % wollen nicht heiraten. In der Lebensvorstellung ist also Ehe und Mutterschaft klar mit eingeplant. Die 15- bis 19jährigen wollen beides: Beruf und Familie“ (SEIDENSPINNER/BRUGER 1982, S. 13).

82 % der Mädchen in unserer eigenen Untersuchung erklären, daß es für sie wichtig sei, Beruf und Familienleben miteinander zu vereinbaren. Für die Jungen ist dies in ihrer Lebensplanung weit weniger bedeutsam: Von ihnen stimmen dieser Feststellung nur 66 % zu.

Die Frage, wie denn beide Aspekte des weiblichen Lebenszusammenhangs zu vereinbaren seien, war Anfang der 60er Jahre den Mädchen kaum ein Problem: Mehr als die Hälfte der Mädchen plante die Aufgabe des Berufs zum Zeitpunkt der Eheschließung (vgl. SCHMIDT-RELENBERG 1965, S. 133 ff.). Die Kombination von Mutterschaft und Beruf wurde in den damaligen Studien entweder überhaupt nicht erwähnt (vgl. GÖBEL 1964) oder aber von den befragten Mädchen strikt abgelehnt. 1961 wurde die „Möglichkeit, als Mutter weiterzuarbeiten, ... von 89,7 % der (weiblichen) Lehrlinge ... heftig zurückgewiesen“ (FRIESE 1967, S. 102). Als etwa zehn Jahre später (1972) 16jährige Schülerinnen nach ihrer Lebensplanung gefragt wurden, hatten sich die Absichten entschieden geändert: Nur noch 2 % wollen den Beruf mit der Eheschließung aufgeben, 53,4 % erklären hingegen, daß sie „vorübergehend aufhören“ wollen, „wenn die Kinder klein sind“ (HILLE 1973, S. 214). Seit Beginn der 70er Jahre setzt damit die Mehrheit der Mädchen auf eine Lebensplanung, die als „Drei-Phasen-Modell“ bezeichnet wird. Es bedeutet,

„daß die Frauen zunächst eine Berufsarbeit ausüben, dann für eine bestimmte Zeit unterbrechen, sich der Erziehungsarbeit in der Familie widmen, um danach, wenn die Kinder größer sind, wieder in das Erwerbsleben zurückzugehen“ (SEIDENSPINNER/BURGER 1982, S. 13).

47 % der befragten Mädchen in der „Brigitte“-Studie streben eine solche Lösung an (ebenda), die von uns untersuchten Hauptschülerinnen sprechen sich sogar zu 87 % dafür aus. Die eindeutige Berufsorientierung der Mädchen bedeutet also nicht, daß der Beruf von der Mehrheit als ununterbrochene und lebenslange Tätigkeit geplant wird. Vielmehr ist die Geburt des ersten Kindes der Zeitpunkt, an dem auch die Mehrheit der heutigen Mädchen aus dem Beruf wieder ausscheiden will; dies allerdings, um zu einem späteren Zeitpunkt wieder zurückzukehren. Demgegenüber wird die Perspektive einer lebenslangen Berufsarbeit aus freier Entscheidung nur von

einer Minderheit ins Auge gefaßt: 12 % der Lehrlinge und 25 % der Gymnasiastinnen sprechen sich dafür aus (ebenda. S. 56).

Nun ist die Vereinbarkeit von Berufs- und Familienaufgaben in erheblichem Maße davon abhängig, wie sich die künftigen Partner der Mädchen hierzu stellen. Wir haben diese Frage in unserer eigenen Untersuchung (männlichen und weiblichen) Hauptschulabsolventen gestellt. Dabei fällt zunächst auf, daß die Jugendlichen keineswegs in rigider Weise an einem überkommenen Modell geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung halten: So erwarten 80 % der Mädchen von ihrem künftigen Partner, daß er Teile von Hausarbeit und Kinderversorgung übernimmt; 72 % der Jungen stimmen mit dieser Erwartung überein. Daß mit diesen Äußerungen aber keineswegs eine Gleichverteilung von Berufs- und Familienarbeit gemeint ist, wird vor allem an den weiteren Aussagen der Jungen deutlich – so bei dem folgenden Statement:

„Wenn eine Frau ein gleichberechtigter Partner in der Ehe sein will, dann muß sie auch einen Beruf ausüben, durch den sie selbständig und unabhängig ist.“

Gut die Hälfte der Mädchen, aber nur ein Drittel der Jungen stimmt dieser Aussage zu, doppelt soviel Jungen (21 %) wie Mädchen (10 %) lehnen sie ab. 71 % der Mädchen befürworten weibliche Berufstätigkeit, um damit einen eigenen Interessensbereich und einen eigenen Bekanntenkreis zu haben; dies betrachten nur 55 % der Jungen als vorteilhaft für eine Ehefrau. Wesentlich mehr Mädchen (61 %) als Jungen (46 %) glauben, daß das Familienleben lebendiger wird, wenn auch die Mutter einen interessanten Beruf hat. Insgesamt zeigen sich deutliche Meinungsunterschiede, aus denen das starke Interesse der Mädchen an einer Verbindung von Beruf und Familie deutlich wird. Vor diesem Hintergrund ist es dann allerdings erstaunlich, daß Mädchen und Jungen bei der folgenden Aussage wieder einer Meinung sind: „Das Verhältnis zwischen Mutter und Kind leidet, wenn die Mutter ein zu starkes Interesse an ihrem Beruf hat.“ Hier stimmt jeweils die Hälfte der Jungen und Mädchen zu, nur ein Fünftel lehnt eine solche Sichtweise ab. Daran wird deutlich: Nicht nur die Planung der weiblichen Lebensperspektive, sondern auch die Wertschätzung weiblicher Berufsarbeit „bricht sich“ am Problem des eigenen Kindes und seiner Erziehung. Hier vertreten Jungen wie Mädchen auch gegenwärtig in übereinstimmender Weise, daß die Mutter berufliches Engagement zurückzustecken habe. Dieser Sachverhalt wird noch deutlicher, wenn man gegenüberstellt, wie Jungen und wie Mädchen sich die Vereinbarkeit von Familien- und Berufsarbeit vorstellen (Tab. IV/6).

Die Übersicht zeigt, daß die Vorstellungen bei Jungen und Mädchen in einem wesentlichen Punkt übereinstimmen. Beide bevorzugen ausschließlich solche Lösungen, bei denen die Frau die Hauptverantwortung für Haushalt und Kindererziehung übernimmt. Dies gilt für das Drei-Phasen-Modell (der Frau) genauso wie für die Aufgabe der weiblichen Berufsarbeit oder für ihre Halbtagsstätigkeit. Unbestritten – bei Jungen wie bei Mädchen – ist somit, daß Kindererziehung „Frauensache“ ist, und daß das männliche Berufsengagement weder tangiert noch gar unterbrochen werden soll. Zugleich wird aber deutlich, daß es dabei unterschiedliche Präferenzen

Tabelle IV/6: Vorstellungen über Modelle zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf

	Zustimmung bei Jungen	Zustimmung bei Mädchen
90	Aufgabe der Berufstätigkeit der Frau (81 %)	Dreiphasenmodell für die Frau (87 %)
80		eigene Halbtagsarbeit (72 %)
70	Dreiphasenmodell für die Frau (69 %)	
60		
50		Aufgabe eigener Berufstätigkeit (49 %)
40	Halbtagsarbeit der Frau (34 %)	Halbtagsarbeit für beide Partner (28 %)
30	eigene Halbtagsarbeit (23 %)	Ganztagsarbeit für beide Partner (22 %)
20	Halbtagsarbeit beider Partner wechselseitige Ablösung bei der Berufsarbeit	Halbtagsarbeit des Mannes (21 %)
	(je 17 %)	wechselseitige Ablösung bei der Berufsarbeit (14 %)
10	Aufgabe eigener Berufstätigkeit (15 %)	
	Ganztagsarbeit beide (12 %)	
	Dreiphasenmodell für den Mann (11 %)	Dreiphasenmodell für den Mann (4 %)
		Aufgabe der Berufstätigkeit des Mannes (3 %)

Datenbasis: Befragung von 84 Mädchen und 143 Jungen in Kassel, die sich 1983 in der 9. Klasse befanden und kurze Zeit später mit dem Hauptschulabschluß die Schule verließen (AFS-Projekt 12). Mehrfachzustimmungen waren möglich

„Die Mutter darf berufstätig sein, aber sie darf sich im Beruf nicht zu stark engagieren. Die Ehefrau darf berufstätig sein, muß aber immer darauf bedacht sein, durch zu große Selbständigkeit und Unabhängigkeit als Folge von eigenem Einkommen ihre Beziehung zum Partner nicht zu gefährden“ (REITZ 1973, S. 98).

gibt. Mädchen bevorzugen Modelle, die eine Koppelung von Berufs- und Familienarbeit zulassen. Jungen hingegen wünschen vor allem, daß ihre künftige Frau ihren Beruf aufgibt. Lösungen, die auf eine Gleichverteilung von Haushalts- und Erziehungsaufgaben zielen (Halbtagsarbeit für beide, wechselseitige Ablösung bei der Berufsarbeit), landen weit abgeschlagen bei Zustimmungswerten zwischen 14 % und 28 %. Dabei gibt es kaum Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen. Als Fazit läßt sich formulieren: Die Standardlösungen des bundesrepublikanischen Alltags spiegeln sich in den Köpfen der Jugendlichen klar wider und werden zugleich als Erwartungen an die eigene Zukunft herangetragen. „Normal“ ist in den Augen der Mädchen wie der Jungen die Berufstätigkeit des Mannes. Erwartet wird zwar seine Unterstützung (wie immer die dann aussehen mag), dagegen wird keinesfalls die paritätische Aufteilung von Aufgaben gefordert. Zumindest für die Lebensphase, in der Kinder zu versorgen sind, wird die vorrangige Zuständigkeit der Frau für den Reproduktionsbereich nicht infrage gestellt – auch und gerade nicht von den betroffenen Mädchen selbst.

Damit wird deutlich, daß die Mädchen auch heute noch in einer ähnlichen Ambivalenz leben wie in den siebziger Jahren (siehe Tab. S. 134):

Während in den letzten Jahrzehnten bei den Mädchen die Ansprüche auf eine gleichberechtigte schulische und berufliche Qualifizierung immens gestiegen sind, kann von deutlich gestiegenen Ansprüchen auf eine gleichberechtigte Bewältigung von Berufs- und Familienarbeit keine Rede sein. Welche Konsequenzen sich daraus ergeben, soll abschließend behandelt werden.

3.3 Ansprüche und Illusionen

Zu Beginn dieses Beitrags haben wir gefragt: Führt die nunmehr seit fast zehn Jahren bestehende Krise auf dem Arbeits- und Ausbildungsmarkt, führt die seit Beginn der achtziger Jahre verstärkte Propagierung einer Hausfrauenrolle der „neuen Mütterlichkeit“ dazu, daß weibliche Bildungs- und Ausbildungschancen wieder reduziert werden?

Um diese Frage zu beantworten, haben wir zunächst die Entwicklung der Bildungsbeteiligungs-Quoten analysiert, dabei waren die Ergebnisse eindeutig: Der fortdauernde Trend zu weiterführender Bildung wurde nicht gebrochen, weder für Mädchen noch für Jungen, weder im allgemeinbildenden noch im berufsbildenden Schulsystem. Zugleich gilt jedoch, daß die Diskriminierung von Mädchen im Bereich des dualen Ausbildungssystem in den letzten zwanzig Jahren kaum abgebaut wurde.

Bei der Betrachtung der Lebensplanung von Mädchen sind wir in dem gleichen Zeitraum auf massive Einstellungsveränderungen gestoßen. Für den Beginn der 80er Jahre gilt, daß Mädchen hohe Ansprüche an die eigene Berufsausbildung und die eigene Berufstätigkeit entwickelt haben: es gibt keinerlei Anzeichen dafür, daß sie diese Ansprüche unter dem Druck der Verhältnisse wieder zurückschrauben. Neben dem Beruf haben Mädchen aber auch eine klare private Perspektive: Sie wollen heiraten und Kinder großziehen. Bei der Frage, wie sie beides miteinander

vereinbaren wollen, wird von ihnen akzeptiert, daß vor allem *sie* für Haushalt, Familie und Kinder zuständig sind. Vom Ehemann wird zwar „Mithilfe“ verlangt, daß er aber für die Erziehung der Kinder beruflich kurztreten soll, wird kaum erwartet oder gar gefordert. Vor dem Hintergrund dieser Prämissen hat das sogenannte „Drei-Phasen-Modell“ für Mädchen eine hohe Attraktivität. Es löst scheinbar das Dilemma „Beruf oder Familie“ in ein zeitliches Nacheinander auf; sowohl die Übernahme der Hauptverantwortung für die Kindererziehung als auch die Aufrechterhaltung der beruflichen Perspektive erscheint möglich. Aus diesen Gründen ist der allergrößte Teil der Mädchen bereit (oder strebt es sogar an), mit der Geburt des ersten Kindes vorübergehend aus dem Beruf auszusteigen, um sich ganz den Familienaufgaben zu widmen.

Es darf nicht übersehen werden, daß an dieser Stelle die von der CDU propagierte „neue Mütterlichkeit“ durchaus auf Ankoppelungspunkte in den Einstellungen der jungen Generation stößt. Daß die Mutter sich um die kleinen Kinder vorrangig kümmert und daß sie sich deshalb beruflich einschränken soll, dies wird von Jungen und Mädchen überwiegend bejaht. Je stärker dieses ideologische Konzept auch wieder von offizieller Seite in die politische Diskussion gerückt wird, desto selbstverständlicher dürfte für Mädchen der – von ihnen nur als vorübergehend gedachte – Ausstieg aus der Berufsarbeit werden.

Vermutlich ist den Mädchen aber überhaupt nicht klar, welche erheblichen Konsequenzen sich aus dieser generellen weiblichen Bereitschaft zur Berufsunterbrechung ergeben. Negative Konsequenzen setzen bereits ein, wenn bei Einstellungsentscheidungen von den Arbeitgebern eine solche Unterbrechung auch nur antizipiert wird. Weil in der „weiblichen Normalbiografie“ die Frauen für Haushalt und Kinder zuständig sind, wird die Berufstätigkeit als nachgeordnet angesehen. Dabei wird grundsätzlich allen Arbeitnehmerinnen unterstellt, daß sie ihren Beruf frühzeitig aufgeben, mindestens aber unterbrechen oder zeitlich einschränken werden. „Berufsunterbrechung“ wird damit zum „askriptiven Merkmal“, das nicht nur pauschal auf alle Frauen angewandt wird, sondern allen zum Nachteil gerät (vgl. FRIEDRICH u.a. 1983, S. 274 f.). Weil die Frauen „sowieso“ ausscheiden, stellt man für qualifizierte Ausbildungsgänge besser einen möglichst hohen Anteil von Jungen ein. Ein Teil der weiblichen Zugangssperren ins duale System läßt sich aus diesem Zusammenhang erklären.

In einer zweiten Stufe stellen sich negative Konsequenzen ein, wenn die Frau auf das „Drei-Phasen-Modell“ gesetzt hat, aus dem Beruf ausgeschieden ist und später wieder zurückkehren will. Selbst unter den Bedingungen wirtschaftlicher Prosperität waren hier die Erfahrungen wenig ermutigend:

„Nur 12 % der berufstätigen Frauen sind nach 10 oder mehr Jahren wieder ins Berufsleben zurückgekehrt; . . . Das Zurückkommen ist schwer, und häufig müssen die Frauen, obwohl sie eine Berufsausbildung haben, Hilfstätigkeiten annehmen“ (SEIDENSPINNER/BURGER 1982, S. 15).

Waren die Chancen schon während der Wirtschaftsblüte schlecht, so kann man sich leicht ausmalen, welche Konsequenzen sich unter den Bedingungen der Massenar-

beitslosigkeit hier ergeben: Das Risiko, daß der Wiedereinstieg nicht gelingt, ist sehr hoch; daß die Perspektiven hier besser werden, ist sehr unwahrscheinlich.

Damit spricht vieles dafür, daß die Mädchen bei der Präferenzierung des „Drei-Phasen-Modells“ in gutem Glauben einer Illusion aufsitzen. Sie wollen auf diese Weise Beruf und Familienarbeit miteinander verbinden, in Wirklichkeit lassen sie sich damit jedoch – ohne es zu wissen – aus dem Berufsleben herauskatapultieren. Betroffen davon sind immer häufiger Frauen, die eine gute schulische und berufliche Ausbildung durchlaufen haben. Nicht mangelnde Qualifikation, sondern die bereitwillig akzeptierte Hauptzuständigkeit für Kinder, Haushalt und Familie erweist sich damit als zentraler Faktor weiblicher Benachteiligung.

„Die neue Zeit kommt im Gewand der Mütterlichkeit“, heißt es in dem CDA-Papier. Für Mädchen und Frauen – so ist zu entgegnen – kommt die „neue Zeit“ erst, wenn Berufs- und Familienarbeit in gleicher Weise auf die Schultern von Vätern und Müttern verteilt werden.